Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 15

Artikel: Die beiden Alten : Erzählung
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669801

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die beiden Alten

Erzählung von Peter Kilian

Mehr als dreissig Jahre waren die Abende in der gleichen Armleutewohnung heimisch gewesen; in einem hässlichen Mietshaus der Gründerzeit, in dem die übrigen Bewohner sonst wechselten und ein- und ausflogen wie die Tauben in ihrem Schlag. Ein reicher Rentner beutete das Haus wie eine ergiebige Goldgrube aus, und — nomen est omen — der Rentner hiess wahrhaftig Zinsmeister. Er war ein jovialer Mann über den besten Jahren; seine Rundlichkeit und sein immer gerötetes Gesicht mit dem Aederchengeflecht rührten selbstredend nicht von seiner Enthaltsamkeit her. Er war ein leutseliger Hausmeister, wenigstens solange, als die Mieter ihm nicht lästig fielen. Lästig jedoch wurden sie, wenn sie mit begründeten und unbegründeten Anliegen und Forderungen kamen und seinen Seelenfrieden störten. Er schätzte es, die Frauen liebevoll faunisch und die Männer mit betonter Würde zu behandeln. Doch nicht von dem ehrenwerten Herrn Zinsmeister soll hier die Rede sein, sondern von den beiden Alten, den Abends, einem kinderlosen Ehepaar; sie waren beide schon betagt, als ich noch zur Schule ging.

Frau Abend war klein und rundlich wie ein Fässchen, und obschon sie sich damals gewiss schon den Siebzig näherte, war sie noch ganz erstaunlich rüstig und behende. Ein leichtes Leben wird sie nicht gehabt haben und als Frau wurde sie sicherlich nicht auf Händen getragen, denn der alte Abend war ein düsterer und wortkarger Mensch, den man nie lachen sah und der, gleichsam eingekapselt in seine Einsilbigkeit, den Nachbarn kaum ein gutes Wort gönnte. Hager von Gestalt und gross, ging er leicht vornübergebeugt als trüge er eine Last auf den Schultern. Seine düster glosenden Augen lagen in tiefen Höhlen und wurden von buschigen Brauen überschattet; ein wahrer Seehundschnauz bedeckte seinen Mund. Auf dem Kopf trug er tagaus und tagein eine abgegriffene Deckelmütze und im Winter eine schwarze Bauernzipfelkappe.

Er hockte stundenlang hinter dem Küchenfenster, die klobige Pfeife zwischen den Zähnen und rauchte wie ein Schlot, und ab und zu trank er einen Schluck Most aus einem hohen Glas, das neben dem irdenen Krug auf dem Fensterbrett stand.

Freilich, er hat sein Leben nicht rauchend und Most trinkend hinter dem Küchenfenster verbracht; das war damals sein Lebensabend, gewiss ein redlich verdienter Lebensabend, denn über vierzig Jahre lang hatte er in der Fabrik als Zuschläger gearbeitet und nicht in den Sielen sterben müssen.

Vor dem Küchenfenster, der Strasse zu, lag der kleine Garten der Abends, ein schmaler Streifen Erde mit vier kleinen Beeten und in der Zaunecke stand ein Fliederstrauch, der im Frühling immer in üppigster Blüte prunkte und seine betörend süssen Düfte verströmte. Frau Abend, die unermüdlich Geschäftige bis in ihre letzten Tage, hegte und pflegte dieses Gärtchen mit rührender Sorgfalt. Dem Fliederstrauch indessen galt ihre ganze ungeschmälerte Liebe, ja man könnte fast sagen, dass sie ihn verhätschelte wie ein Kind. Wie reich muss sie sich jeweils gefühlt haben, wenn sie den Nachbarinnen die ersten Blütendolden über den gelben Zaun hinweg reichte! Sie war nämlich keineswegs darauf erpicht, den wohlriechenden Segen nur für sich allein zu besitzen, und am liebsten hätte sie vermutlich die ganze Nachbarschaft mit ihren Syringenblüten beglückt. Ihrer Meinung nach gab es weitherum keinen schöneren Flieder, und man konnte sie tief beleidigen, wenn man ihre Meinung nicht teilte. Die klugen Nachbarinnen rühmten darum Mutter Abends Flieder über alles, wenn es sie nach einem schönen Strauss gelüstete.

Der alte Abend indessen rührte keinen Finger, sogar das Umgraben des kleinen Fleckens Erde musste seine Frau besorgen. Mürrisch hockte er hinter seinem Mostkrug und wolkte. Doch wehe, wenn Hunde, Katzen oder gar wir Buben in die Nähe kamen! Dann schoss er wie von einer Tarantel gestochen auf und begann zu schimpfen und zu wüten, dass es eine Art hatte. Und wenn ihn bei solchen Zornanfällen seine gütige Ehe-

hälfte zaghaft zu beschwichtigen versuchte, dann scheute er sich nicht, sie vor allen Leuten böse anzuzischen und sie ein «dummes Frauenzimmer» zu nennen, das, «je älter es werde, um so weniger Verstand im Kopf habe».

Wir Buben weideten uns natürlich an seiner Schrullenhaftigkeit. Wenn wir nur neugierig durch die Zaunlatten lugten oder gar auf die niedere Mauer kletterten, riss er das Fenster sperrangelweit auf und überschüttete uns mit Schmähworten.

«Wollt ihr machen, dass ihr zum Teufel kommt!» heulte er heiser, «ihr Spitzbuben und Halunken! Rasselbande! Lumpenpack!» Und in diesem Ton ging es noch eine Weile munter fort.

Ist es da ein Wunder, dass der alte Abend für uns ein Heidenspass war! Sein Jähzorn forderte unsere Necksucht geradezu heraus — und nichts war uns willkommener, als den bärbeissigen Sonderling von seinem Mostkrug aufzujagen. Manchmal schlichen wir im Schutze der Mauer bis vor das Küchenfenster und begannen auf Kommando wie ein Rudel liebestoller Katzen zu miauen oder zu bellen wie mondsüchtige Hunde. Und wie eine Stichflamme schoss der Alte empor, aber bis er mit seinem Schwarzdornstock im Freien war, hatten wir uns natürlich längst in Sicherheit gebracht. Seine grobknochigen Glieder hatten sich vor der Esse und in der zugigen Werkhalle versteift und waren gichtig geworden.

Wir wuchsen heran wie Unkraut am Schatten, kamen aus der Schule und versuchten unsere ersten selbständigen Schritte im Leben. Darüber vergassen wir den Alten, und ausserdem machte uns das Necken auf die Dauer keinen Spass mehr. Bei den Abends blieb alles, wie es scheinbar immer gewesen war, und manchmal schien es fast, als hätte die Zeit vor den alten Leuten Halt gemacht. Er sass noch immer hinter dem Küchenfenster und blickte auf die Strasse hinaus oder dämmerte vor sich hin. Vielleicht wolkte er weniger grimmig aus seiner Hängepfeife und führte er das Glas weniger häufig zum Mund. Niemand mochte ihn recht leiden, und er selber war noch immer eifrig bestrebt, diese Abneigung zu fördern. Seine kleine hurtige Frau strickte noch immer für andere Frauen; sie musste jetzt eine Brille tragen, die ihr immer auf der Nasenspitze sass. Sie sammelte an schönen Tagen Fallholz im Wald und ging sogar an zwei Tagen der Woche spetten, obschon sie gewiss nicht mehr viel ausrichten konnte. Und noch immer pflegte sie ihr Gärtchen mit rührender Umsicht und verschenkte mit dem Lächeln einer Königin die ersten wundersam duftenden Fliederdolden.

Als ich mit knapp vierzehn Jahren schon «mannhaft» in die Fabrik trabte, verschied die alte und gütige Frau. Sie soll sanft in jene Welt hinübergeschlafen sein, die auf uns alle wartet.

Erst als sich in der engen Zweizimmerwohnung eine alleinstehende Glätterin häuslich eingenistet hatte, erfuhr ich, dass man den alten Abend in seine Heimatgemeinde abgeschoben habe; in ein Bürgerheim, wie man so zartsinnig umschreibend für Armenhaus zu sagen pflegt.

Der ruppige Sonderling war schon fast vergessen, als ich am folgenden Neujahrstag ganz zufällig den hageren Greis vor dem Mietshaus des Herrn Zinsmeister erblickte. Er stand seltsam verloren vor dem gelb gestrichenen Zaun, dessen Farbe mehr und mehr abzublättern begann, und schaute in den kleinen Garten und auf das Küchenfenster, hinter dem er so viele Jahre bei seinem geliebten irdenen Krug gesessen hatte. Schneereste lagen auf den paar Gartenbeeten und einige Kohlstrünke und lahm Lauchblätter ragten aus der gefrorenen Erde.

Der Alte trug einen moosgrünen Lodenkittel, seine Füsse steckten in Holzschuhen und eine Mütze aus geflecktem Kaninchenfell wärmte seine Ohren.

Es war kalt an diesem Tag. Wer nicht auf die Strasse musste, blieb in der warmen Stube. Und niemand trat aus einem Haus, um den alten gebeugten Mann freundlich in die warme Stube zu bitten, aber vermutlich hätte er ja die Einladung doch nur mürrisch abgelehnt. Er war noch hagerer geworden, noch mehr nach vorn gebeugt und seine Hinfälligkeit offensichtlich. Der Schwarzdornstock, mit dem er uns so oft gedroht und in der Luft herumgefuchtelt hatte, er diente ihm nun als notwendige Stütze.

Noch eine Weile blieb er vor dem Zaun stehen, blickte in den armseligen Garten und wandte sich dann endlich wie unschlüssig zögernd ab. Und langsam stelzte er mit seinen gichtigen Beinen davon.

Es war gewiss sein erster und wohl auch letzter Besuch gewesen. Sein Andenken verblasste bald, und die Bewohner von Herrn Zinsmeisters «Goldgrube» harrten ja nie lange aus. Und zudem hatte der Alte immer alles getan, um sich die Leute fernzuhalten.

Vielleicht sehnte er sich an jenem Neujahrstag nach seinem Armleutestübchen zurück, nach dem kleinen Garten, den er mit Argusaugen so lange Zeit vor uns Buben, vor Hunden und Katzen bewacht hatte. Vielleicht hat man auch im Bürgerheim seinen irdenen Mostkrug nicht geduldet; vielleicht litt man es nicht, dass er aus seiner Hängepfeife immerzu rauchte wie ein Schlot. Und dann — warum soll er nicht Sehnsucht nach seiner rundlichen, ihm treu ergebenen und liebevoll umhegenden Lebensgefährtin gehabt haben? Er hing am Ende doch inniger an ihr, als es nach aussenhin den Anschein gemacht hatte. Man weiss im Grunde so wenig von den Menschen, auch wenn man sie jahrelang täglich sieht, ob sie nun im Licht oder im Schatten leben.

Von Richard Gerlach

Keine Angst vor Schlangen

Der Wärter setzte ein halbes Dutzend weisse Mäuse in das Glasgehäuse der jungen Boas. Die Mäuse hatten keine Ahnung von der Gefahr und liefen und krabbelten über die Schlangenleiber. Erst nach zwei Minuten begannen die Boas lebhafter zu züngeln. Ihr Geruchsinn hatte ihnen die Beute verraten, und nun begannen sie umherzukriechen. Die Maus, die still vor ihnen hockte, nahmen sie nicht wahr. Schlangen erfassen nur, was sich bewegt. Die gespaltene Zunge pendelt auf und ab und versetzt die Luft in Schwingung; die kleinen Geruchskörperchen bleiben haften und werden im hintern Teil des Rachens gleichsam abgeschmeckt. So erkennt die Schlange, ob sie etwas Fressbares vor sich hat, züngelt noch ein paarmal und stösst dann zu. Bei den Boas ist dieses Zustossen mit einer blitzschnellen Umschlingung des Opfers verbunden, es ist im Nu erdrosselt und wird dann hinuntergewürgt.

Für keine der zweitausendvierhundert Schlangenarten, die es heute in den wärmeren Himmelsstrichen aller fünf Erdteile und auf den grösseren Inseln gibt, kommt der Mensch als Beute in Betracht. Die Schlangen fliehen denn auch den Menschen, sobald seine Schritte den Boden erschüttern. Für die Vibration des Untergrundes sind sie äusserst empfindlich, für Gespräche oder Musik aber sind sie taub. Sie haben kein Ohr, keine Ohröffnung, keine Paukenhöhle und kein Trommelfell. Das Organ des Hörens ist ihnen nicht gegeben. Wer sich ihnen barfuss oder auf Gummisohlen nähert, kommt näher an sie heran, als wer in Stiefeln einherstapft. Fast immer sucht sich die Schlange vor dem Menschen zurückzuziehen. Nur wenn er ihr plötzlich zu nahe gerückt ist, setzt sie sich zur Wehr. In schlangenreichen Gebieten empfiehlt es sich nicht, draussen auf dem Erdboden zu schlafen. Die Wärme des menschlichen Körpers könnte eine Schange anziehen, so dass sie mit unter die Wolldecke schlüpft, und wenn sich der Schläfer dann auf die Seite dreht und die Schlange drückt, beisst sie zu. Das hat die Schange selbst gewiss nicht beabsichtigt; denn sie ist in unserem Sinne weder klug noch listig, sie sucht meist nur ihr träges Behagen. Die Kobras wohnen in unmittelbarer Nähe der menschlichen Behausungen und gehen dort nächtlicherweile auf Rattenjagd, und doch gibt es nur sehr selten Unglücksfälle mit ihnen. Wer freilich in einem solchen Garten im Dunkeln mit nackten Füssen spazieren geht, kann leicht auf eine Kobra treten, und dann sind die Folgen verhängnisvoll.

Wenn man weiss, dass die Schlangen Unbewegtes nicht wahrnehmen und nur für Bodenerschütterungen empfindlich sind, sich im übrigen aber tastend und die Geruchseindrücke prüfend mit der Zunge orientieren, so wird man ihnen nicht Ueberlegungen zutrauen, wie sie durch unser Ohr und unser Auge ermöglicht werden. Ein Tier, dessen Kopf sich gewöhnlich kaum eine Hand breit über dem Boden erhebt, hat einen sehr beschränkten Gesichtskreis, Gras und Büsche verdecken die Aussicht. Manche Schlangen können sich bis zu einem Drittel ihrer Länge aufrichten.